

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Die milde Gabe.

(Mit einer Abbildung.)

I.

„Wir haben nichts für Sie, Fräulein... gar nichts... Kommen Sie nächstens wieder vorbei!“

Hyacinthe Havel beugte den Kopf und ging hinaus.

Wie oft hatte sie ihn in diesem unendlichen Morgen gehört, diesen banalen Satz, der ihre Hoffnungen zerstörte. Und die ihn ausgesprochen, ahnten nicht, wie grausam er für sie war!

Nun ging das Mädchen, müde und langsam, die Rue La Chaise entlang bis zum Gartenplatz des Bon-Marché. Dort ließ sie sich abseits auf einer Bank nieder, um auszuruhen und ihre Gedanken wieder zu ordnen, die durch die stetig sich wiederholende Enttäuschung verwirrt waren.

Überall war's also dasselbe! Alle diese Agenturen, diese „Werke“, die sich mit dem Stellennachweis befassen, wiederholten um die Wette die gleiche entmutigende Verneinung, die Unmöglichkeit, den Bissen Brod zum Leben zu verdienen! Und das unbestimmte, konventionelle Versprechen, mit dem man jedesmal entlassen wurde, wirkte um so ironischer, als es immer unerfüllt blieb und auf Zeiten hinausgriff, die der Geist sich nicht vorzustellen wagte!

„Wiederkommen“, das war leicht gesagt! Aber je mehr Zeit verrann, desto schwächer wurden die praktischen Mittel, desto mehr verbrauchte sich das Wenige, was sie auf ihren Gängen nöthig hatte. Während sie voranschritt, betrachtete Hyacinthe mit Wehmuth unter dem Raude der kaum noch für einige Tage angängigen Robe den kleinen durchweichten Stiefel, dessen Sohle hin und her pendelte und jeden Augenblick losfallen konnte.

Und nichts, gar nichts ließ sie einen besseren Morgen erhoffen.

Seit zwei Monaten hatte sie die Stellung einer Klavierlehrerin in einem Pensionat auf dem Lande eingebüßt, und noch war es Hyacinthe trotz ihrer Anstrengungen und ihrer fortwährenden Stellengesuche nicht möglich gewesen, einen ähnlichen Platz zu finden oder auch nur die Gelegenheit Unterricht zu geben, um die mehr und mehr schwindenden Mittel zu ersetzen. Gerade heute hatte sie die Miethe für ihr kleines Zimmer auf 14 Tage vorausbezahlt, jetzt blieben ihr noch 40 Franken, zwei Goldstücke, die ihre Hand in der Tasche fühlte, auf dem Grunde der engen Börse, die sie nur mit Bedauern jedesmal hervorzog, wohl ahnend den schrecklichen Augenblick, wo sie leer sein würde. Was dann?...

Mein Gott! Wie unverständlich ist das Leben, und wie hart für die Jugend, die einsam steht auf dieser Welt!...

Die Laternen waren noch nicht angezündet; Hyacinthe blickte um sich und gewahrte mit Schrecken, daß sie allein war an diesem öden Ort, der sich in ein unbestimmtes, beunruhigendes Dunkel hüllte.

Während sie so trüb vor sich hin träumte, überließ es sie kalt; fröstelnd erhob sie sich und schickte sich an, die Richtung nach der Rue de Sévres zu nehmen, deren erleuchtete Läden das Gefühl von Wärme und gastfreundlicher Behaglichkeit vorgaukeln, als an ihrer Seite ein Schatten in die Höhe schoß.

„Fräulein, ich...“

Hyacinthe war auf dem Sprunge, die Flucht zu ergreifen, wobei sie aber unwillkürlich den Sprecher anstarrte. Und beim letzten Licht des sterbenden Tages konnte sie einen jungen Mann unterscheiden, der bis ans Kinn in einem zugedöppften, fadenscheinigen, aber sauberen Ueberzieher steckte; darüber sah sie einen hochgehobenen, willensstarken Kopf, mit großen, grauen, verzweiflungsvollen Augen

unter einer intelligenten Stirn, die eine gerade Nase mit gequälten, abgemagerten Zügen verband. Seine Hand hielt das Mädchen zurück:

„Fräulein, fürchten Sie sich nicht... Aber haben Sie Mitleid! Geben Sie mir etwas, und wäre es noch so wenig, damit ich mir diesen Abend ein Stück Brod kaufen kann... Seit gestern Morgen habe ich nichts gegessen.“

Diese dumpfe, tiefe Stimme, deren stolze Vibrationen den innern Groll über die Demüthigung des Almofens verriethen, berührten Fräulein Havel ganz sonderbar. Sie griff in die Tasche:

„Von Herzen gerne,“ sagte sie, „obwohl ich selber sehr arm bin!“

„Gerade deshalb wende ich mich an Sie,“ erwiderte sofort der eigenthümliche Bettler. „Den ganzen Tag irrte ich schon umher, vom Hunger gejagt, diesem schrecklichen Hunger, der in den Eingeweiden nagt... Gott behüte Sie vor dieser Warte!... Ich wagte nicht zu heischen, ich wußte nicht, wie man bettelt... Dann bin ich hier herein gekommen, in der Hoffnung, die Kinder, die in diesen Alleen spielen, möchten ein Stück Brod fallen lassen, einen Speisereft, irgend was... Aber diese elende Hoffnung wurde enttäuscht! Dann habe ich Sie Platz nehmen sehen auf jener Bank, ich bemerkte, wie sich ihre milden Züge verdunkelten durch die Erinnerung an die materiellen Sorgen, die mir so vertraut sind, und es stieg der Gedanke in mir auf, Sie könnten ein gutes Herz haben... und besser als irgend jemand meinen Kummer begreifen. Seit Sie sich setzten, habe ich mich dort hinten versteckt gehalten, unschlüssig, ob ich mich an Sie wenden sollte.“

Hyacinthe hielt die Börse in der Hand und öffnete sie, während sie, im Herzen gerührt, große Thränen aufsteigen fühlte.

„Sie sind ohne Arbeit? ... Sie haben doch einen Beruf?“ fragte sie. Mit sichtlicher Bitterkeit neigte der Unbekannte das Haupt.

„Nein..“, sagte er. „Es wäre freilich besser für mich... Ich entstamme einer jener alten Familien aus der Provinz, die nur die sogenannten „freien“ Berufe kennen wollen...! Welche Ironie!... Ich bereite mich aufs medizinische Doktorexamen vor... Aber weil ich

arm bin und man doch leben muß, war ich zu gleicher Zeit Unterlehrer in einem Institut... Ach Gott, diese Hölle! wenn mir Einer gesagt hätte, daß ich mich je darnach zurücksehnen würde!... Und doch ist's so!... Man hat mich entlassen mangels an Schülern, und nun bin ich auf dem Pflaster... Heute Abend ohne Brod..., morgen ohne Wohnung... Das ist meine Geschichte.“

Auf dem Grunde der kleinen Börse glänzten zwei Goldstücke unter den erschreckten Blicken des Mädchens. Sie erinnerte sich, daß dies ihre ganze Habe war. Nicht das geringste Kleingeld blieb ihr, um das schreiende Elend dieses Unglücklichen zu lindern!

Aber es gebrach ihr an Muth, um so von dannen zu ziehen und die letzte Hoffnung zu zerstören, die jener auf sie gesetzt hatte. Eine plötzliche Regung menschlichen Mitleids warf sie diesem Elend geradezu in die Arme, das dem eigenen so ähnlich sah. Und mit einem Ungestüm, das sie kaum noch bemestern konnte, reichte sie dem jungen Manne das eine von den zwei Goldstücken hin: „Da!...“ sagte sie, „es ist alles, was ich besitze... Theilen wir!...“

Verblüfft, heftig bewegt zögerte der Fremde: „Ich kann nicht..., ich kann ein solches Opfer nicht annehmen!“

„Doch! Ich bitte Sie... Nehmen Sie... Ich glaube, daß dies uns beiden Glück bringen wird...“

Ihre schönen, reinen, tiefblauen Augen flehten zu ihm, der junge Mann schlug die feinigten nieder, peinlich berührt durch diese unwahrscheinliche, rührende Situation, wo die um Hilfe angegangene darauf bestand, daß man ihr Almofen annehme, während der Bedürftige sich weigerte.

„Es sei!“ beruhigte er sie. „Und möge Ihr Wunsch sich erfüllen!... Aber lassen Sie mir Ihre Adresse zurück, damit ich eines Tages die Freude habe, meine Schuld abzubezahlen.“

Fräulein Havel war schon davongelaufen, sie wollte das schmerzliche Verdienst des guten Werkes ganz für sich behalten.

„Nein, nein!“ rief sie. Leben Sie wohl!... Leben Sie glücklich!...“

Er lief ihr nach:

„Fräulein, sagen Sie mir, wie Sie heißen, ich bitte Sie darum!“

Sie lehrte sich ein wenig um und flüsterte mit einem leuchtenden Lächeln:

„Ich heiße Hyacinthe.“

Dann verschwand sie nach der Rue Sèvres hin, wo sie sich unter den unbestimmten Schatten verlor, die in der Nacht circuliren, während der junge Mann unbeweglich am selben Orte stehen blieb.

„Hyacinthe... der Name einer Blume,“ stammelte er; „ich werde ihn nie vergessen...“

Eine Brise, ein Hauch, wie er durch die Frühlingsdämmerung irrt, trug diesen Seufzer zu den Ohren von Hyacinthe, die noch nicht weit war; sie lächelte aufs Neue, voller Vertrauen und seelischer Freude, sie fürchtete die Zukunft nicht mehr, fand das Leben schöner und die Armuth leichter.

II.

Unterdessen schien sich ihre Prophezeihung lange nur halb zu erfüllen, und die Wohlthat nur dem zu nützen, der sie empfangen hatte.

Während das Mädchen die Last ihres Elends dahinschleifte, von der Hand in den Mund lebend, je nach dem Hin und Her der traurigen Stellungen, die sie ebenso schnell wieder verlor, als sie erlangt waren, legte der ihrer Nächstenliebe Verpflichtete die Grundlage zu einer sicheren Existenz, als hätte ihm der Wunsch der zufällig getroffenen Mitschwester in der Armuth wirklich die Thür zum Glück geöffnet.

Als er Hyacinthe aus dem Auge verloren hatte, lief Pierre Dagerol eine Zeit lang durch die Straßen, wie ein Betrunkener, in einem Maße gerührt und tief bewegt, wie er es noch nie empfunden hatte, es ließ ihn jetzt fast den Hunger vergessen. Er war zugleich glücklich und verwirrt über die Umwälzung in seinem Innern, die mit seinen moralischen Gewohnheiten, wie mit den Vorsätzen, die er genommen, ganz im Widerspruch stand; von den letztern mochte er sich ebensowenig lossagen, wie von diesem unbeugsamen Etwas, das auf dem Grunde seines Charakters schlummerte.

Von Haus aus zurückgezogen und stolz, aber frei und frank, hatte er geflissentlich einen Panzer um seine Seele gelegt, die er absichtlich in der trockenen Alltäglichkeit abhärtete,

um in ihr die intensive Sensibilität zu vernichten, welche in dem harten Kampf ums Dasein die Hindernisse nur vergrößern konnte. Wenn es wahr ist, daß wir in uns sowohl unsere heftigsten Feinde tragen wie die besten Elemente des Erfolges, so glaubte er Recht daran zu thun, indem er sich ein für alle mal von der leichten Nührung oder der überflüssigen Vertrauensseligkeit fern hielt; ja, er freute sich darüber und opferte aus freien Stücken dem Ideal des „starken Geistes“ die reinsten Freuden, die zu genießen unserer ewigen Melancholie hienieden zu bescheiden ist. Und siehe da! Alle seine wissenschaftlichen Berechnungen hatten durch einen wunderbaren Zufall fehlgeschlagen! Das Gebäude seiner strengen geistigen Leitsäge fiel in Trümmer beim ersten Laut einer süßen Stimme, das mit Mißtrauen gestickte Netz zerriß, wurde zu nichts beim Anblick zweier klaren Schmeichel-Augen, die so tief blau waren, wie seltene Blumen, die der Thau genekt hätte.

Daß er an einem trostlosen Abend die Güte angetroffen hatte in der unvergeßlichen Gestalt einer Frau, das machte ihn so unbeschreiblich aufgeräumt und froh! Er fühlte, wie sich in seinem Innern eine geheime Quelle von Süßigkeit und Zärtlichkeit aufthat, die nicht mehr versiegte.

Er ging gerade aus, sein Blick suchte eine bescheidene Wirthschaft, wo er seinen Heißhunger stillen konnte. Doch vermochte er sich, trotzdem ihn der Magen quälte, nicht zu entschließen, irgendwo einzukehren, so schwer kam es ihm an, das Zwanzig-Frankenstück zu wechseln, das in seiner Dankbarkeit einen unschätzbaren Werth, und gewissermaßen den Charakter eines kostbaren Talismans bekam.

Während er diesen Aberglauben verspottete, der seinem positiven Wesen ganz fern lag, rannte er gegen einen von der entgegengesetzten Seite im Laussschritt herkommenden jungen Mann, dessen breitkrämpiger Hut im Winde wogte.

„Sieh' mal da! Du bist's?“ rief der Fremde erfreut aus, als er des andern ansichtig wurde.

„Ich komme gerade von Deiner Wohnung... Die Pförtnerin sagte mir, sie wüßte nicht, wann Du zurückkäms, und ich langweilte mich, ach ich sage Dir!“

Pierre Dagerol lächelte nachsichtig über diesen Redefluß.

Der Ankömmling, Maxim Saint-Hyacinthe, einer seiner Freunde aus dem Mittägischen, wie er, war ein guter Kerl in des Wortes wahrer Bedeutung, dienstfertig, in die besten Kreise eingeführt, reich, wenn auch oft ohne Geld, ein „Sieb“, wie man sagt, und ein Original im höchsten Grade.

„Was willst Du denn?“ erkundigte sich Dagerol.

„Du wirst es gleich erfahren... Ich habe was für Dich, mein Alter!... Aber wo gehst Du hin?“

„Zum Essen...“

Saint-Hyacinthe klopfte sich triumphierend auf den Magen.

„Macht sich vorzüglich,“ sagte er. „Ich lade Dich ein!... Mein Vater hat eine Anstrengung gemacht!... Aber wir reden davon besser vor einem einladenden Diner...“

Pierre machte keine Anstalten. Glücklich, daß er den süßen Fetisch intakt behalten konnte, ließ er das Goldstück in die Westentasche gleiten und folgte ohne Widerstand dem fröhlichen Gastgeber, der den Arm um den seinen schlang und ihn nach einem jener großen Cafés zog, wo man soupiren kann.

Voller Begierde zu wissen, und in der dunklen Hoffnung auf irgend einen Ausweg aus seiner peinlichen Lage, fragte Pierre sofort, als er die Serviette ausgebreitet hatte:

„Nun, Maxim, thu nicht so geheimnißvoll! Was hast Du mir zu sagen?“

„Nur sehr Gutes!“ versicherte der Student, der mit der Zunge schnalzte vor lauter Begierde. „Wunderbar, diese Suppe, nicht?“

Pierre Dagerol verbarg seine Ungeduld: „Sie würde mir noch besser munden, mein Lieber, wenn ich Dich erzählen hörte...“

„Da sieh mal Einer her! Bei Gott, ja, Du bist vom Süden her, armer Junge,“ lachte Saint-Hyacinthe... „Du läßt Dich gleich hinreißen! Man muß warten können, zum Kuckuck! Das ist gerade die Lieblingsstaktik der großen Staatsmänner: „Die Zeit und ich, Du kennst das!“

„Verd... Schwäger,“ murrte unwillkürlich Dagerol, der sich im Aerger vergaß.

„Donnerwetter!... So dankst Du mir?“

rief Maxim aufspringend. „Ein Glück für Dich, daß ich ein Schwäger bin!... Wenn Du mich anhören wolltest...“

„Wie!“ protestirte Pierre, „ich thue ja nichts anders, seit...“

„Nun gut!“ unterbrach ihn der andere lachend, „ich will Dir schlagfertig beweisen, daß mein Geschwäg, wie Du sagst, Dir glücklich geholfen hat... Stelle Dir vor, ich war gestern auf einer kleinen Soirée, die Herr Dulac, unser beliebter Senator, für engere Kreise veranstaltete... Man sprach von der außerordentlichen Ueberfüllung aller freien Berufe, von den Anstrengungen, welche die Verdienstvollsten machen müssen, um ihr Leben zu fristen, ohne daß ihnen dies stets gelingt... Diese gelehrten Betrachtungen und viele andere, mit denen ich Dich verschone, trafen so sehr für Deinen speziellen Fall zu, mein lieber Gelehrter...“

Pierre bewegte den Kopf, seine Bescheidenheit lehnte sich dagegen auf, aber der Sprecher fuhr mit um so größerem Ungestüm fort:

„Doch, doch! Das bist Du, ein Gelehrter, ein „Blüffler“, und ich bewundere Dich um so mehr, als ich unwissend und faul bin!... Du siehst, daß ich mich nicht schone, nicht wahr?... „Erkenne Dich selbst!“ sagt der Weise...“

„Zur Sache, zur Sache!“ bat Dagerol.

Saint-Hyacinthe schwang die Gabel. „Aber ich bin doch bei der Sache!... Ich bin just in der Mitte der Frage!... Also, ich horchte auf bei diesen Betrachtungen, die auf Deinen Fall zugestutzt schienen und konnte nicht umhin zu versichern, daß auch ich auserlesene Geister kenne, die infolge der Ueberfüllung der verfügbaren Stellen oft dazu verurtheilt sind, ihren Broderwerb in niederen Plätzen zu suchen, hundertmal geringer als ihre Fähigkeiten. Und zum Beweise dieser Behauptung zitierte ich meinen besten Freund — Hut ab! — eine medizinische Autorität der Zukunft, der überglücklich war, einen magern Posten in einem Institut zu versehen, damit er leben und seine Studien fortsetzen konnte, und ich fragte die „ehrenwerthe Gesellschaft“, ob es keine Schande wäre, daß ein Kerl von Deiner Güte, nachdem er diesen bescheidenen Posten verloren, absolut nichts aufreiben konnte. Alle stimmten mit überein, und getrieben von